



MARTIN BUCER

nach einem Stich des René Boyvin.

# ZWINGLIANA.

Mitteilungen zur Geschichte Zwinglis und der Reformation.

Herausgegeben vom  
Zwingliverein in Zürich.

1915. Nr. 2.

[Band III. Nr. 6.]

---

---

## Zwinglis Entwicklung zum Reformator nach seinem Briefwechsel bis Ende 1522.

Von  
**Oskar Farner**, Pfarrer in Stammheim.  
(Schluss.)

### c) Die Loslösung von Luther.

Im Gegensatz zu seinem Verhalten zu Erasmus hat sich Zwingli von Luther mit Absicht selber emanzipiert, und zwar bevor er von dessen Abneigung gegen ihn wusste. Genauer gesagt, handelte es sich dabei mehr um ein äusseres Sichlossagen von der Gefolgschaft Luthers als um ein inneres Sichlösen von dessen gedanklichem Einfluss. Denn für Zwinglis veränderte Haltung Luther gegenüber sind damals gar nicht religiöse oder wissenschaftliche Differenzen, sondern einfach taktische Rücksichten massgebend gewesen. Sonst müsste man ja auch erwarten, dass er mit Erasmus und den Erasmianern anfangs 1522 über Luther anders zu denken angefangen hätte <sup>1)</sup>, was nicht zutrifft, da Zwingli schon geraume Zeit vorher im Hinblick auf Luther eigene Wege einzuschlagen begonnen hatte, wie wir soeben sehen werden. Und dass wir es gleich zum vorneherein zugeben: sich äusserlich von der Anhängerschaft Luthers zurückzuziehen, kostete Zwingli nicht viel Mühe, hatte er doch nach seiner Art selbst von so tiefwirkenden Eindrücken nicht viel Redens gemacht, und die wenigen Äusserungen darüber waren unter seinen intimsten Freunden geblieben.

---

<sup>1)</sup> S. o. Seite 103.

Zum allererstenmal ist Zwingli in seiner Lutherbegeisterung schon anfangs Juli 1519 ein wenig stutzig geworden. Da wurde ihm aus Basel die mündliche Kunde zugetragen, dass der dortige Probst Ludwig Bär Lutherschriften frisch von der Druckerei weg nach Rom geschickt habe. Darüber schreibt Zwingli an Rhenan: „Das wollte ich dir mitteilen, die andern aber brauchen es durchaus nicht zu wissen“<sup>2)</sup>). Man merkt, Zwingli befürchtet auch für sich ungünstige Folgen, wenn in Rom Luthers Schriften Missbilligung finden, ja schon allein durch das Bekanntwerden der Denunzierung Luthers an höchster Stelle. Vielleicht hat ihn diese eine Überlegung gelehrt, von Anfang an bei allem Interesse für Luthers Werk vor der Öffentlichkeit eine kluge Distanz zu jenem zu beobachten. So erklärt es sich, dass Zwingli sich über Luther viel seltener als die andern äussert, wenngleich er von ihm nicht weniger gelesen hat. So verstehen wir auch, dass der Vikar Faber aus Konstanz im Februar 1520 sich bei einem Besuch in Zürich mit Zwingli mündlich über Luther unterhalten konnte, ohne zu merken, dass er einen angehenden Lutheraner vor sich hatte. Sonst hätte er ihm doch kaum eine eigene Gegenschrift gegen Luther und Carlstadt zur Beurteilung in Aussicht gestellt<sup>3)</sup>). Zwingli besass eben gerade das, was er bei Luther vermisste<sup>4)</sup>, in reichem Masse: eine stille und kluge Art, die ihm für ein erfreuliches Vorwärtkommen viel praktischer erschien als Luthers Brauch, der Welt mit seinen neuen Entdeckungen masslos vor den Kopf zu stossen.

Vor den gefährlichen Folgen dieser nach seiner Ansicht ungesunden Taktik wollte er sich also nun bei Zeiten schützen. So kommt es, dass er zu derselben Zeit, wo er verschwiegene Freunde gegenüber in den Tönen der höchsten Verehrung und glänzendsten Erwartung über Luther sprach, wo er auf ihn als auf den kommenden Elias hinwies —, andern gegenüber Wert darauf legte, nicht mit Luther zusammengerechnet zu werden. Zu dieser zwiespältigen Stellung haben ihn vor allem die Ereignisse gebracht, die sich an den Erlass der Bannandrohungsbulle gegen Luther knüpften.

Zum erstenmal ist davon in einem Briefe vom 19. Juni 1520 die Rede, in dem Zwingli an Vadian schreibt: „Eck sei in Rom

---

<sup>2)</sup> 192, s f. — <sup>3)</sup> 272, s ff. — <sup>4)</sup> 293, s.

und errege Bullen und noch schwerere Verfolgungen; doch werden sie sich als Wasserblasen [bullae = Wasserblase] erweisen, auch wenn sie jene erreichen, die sie ja so gar nicht verdient haben; sie haben nämlich die verachten gelernt, die den Leib töten“<sup>5)</sup>. Bald darauf schickt er dem Myconius eine „Epistola Joh. Eccii“ an Vikar Faber mit dem Bericht über die ersten Schritte in Sachen der Bulle<sup>6)</sup>, von Zwingli selber abgeschrieben. Es scheint, dass er das Original von Faber im Vertrauen erhalten hatte<sup>7)</sup>. Wir können nun verfolgen, wie er je länger je weniger harmlos über diese Angelegenheit denkt. Am 24. Juli gesteht er dem Myconius, dass er zwar auch nach dem Erscheinen der päpstlichen Bannandrohungsbulle für Luther keine Angst habe, wenigstens für seine Seele, denn er wisse, dass man ungerecht mit ihm umgehe. Aber weil der Bannstrahl allerdings den Leib empfindlich treffen könne, wolle er nicht sagen, dass er die Exkommunikation einfach verachte. Deswegen habe er, Zwingli, im Sinn, in den nächsten Tagen beim päpstlichen Kommissar Guilelmus a Falconibus die Bitte anzubringen, er möge beim Papst darauf hinwirken, „ne excommunicationem ferat“<sup>8)</sup>. Gerade zu jener Zeit ist er nun aber in seinen Briefen über Luther immer wortkärger geworden. Er musste sehen, dass sich der Schlag gegen diesen nicht vereiteln liess. Im September ist die Bannandrohungsbulle in Deutschland bekannt geworden und hat, wie Zwingli gut genug voraussah, überall zur Verschärfung der Gegensätze das ihrige beigetragen. So brachte schon am 22. Oktober der päpstliche Legat Pucci auf der Tag-satzung in Baden den „Vortrag“ ein, die Lutherschriften sollen im Gebiete der Eidgenossenschaft sämtlich verbrannt werden<sup>9)</sup>, und von da aus verbreitet sich denn auch, z. B. nach Luzern, der Ruf: „Luther sei zu verbrennen“<sup>10)</sup>. Ähnliches lesen wir in einem Brief Hedios aus Mainz unterm 15. Oktober: der Papst habe die Bulle gegen Luther erlassen und er biete darin die Engel des Himmels, den seligen Petrus und Paulus und alle Kreatur gegen Luther und seinen Anhang auf: „sie sollen getötet, verbrannt werden und ähnliches“<sup>11)</sup>. „Luther wäre in dieser Gegend schon längst verbrannt und die Lutheraner exkommuniziert, wenn er (Capito) dem

---

<sup>5)</sup> 329,8 ff. — <sup>6)</sup> 330,2 f. — <sup>7)</sup> 330,6 ff. — <sup>8)</sup> 343,33-344,6. — <sup>9)</sup> 365,6 ff.  
<sup>10)</sup> 366,10 f. — <sup>11)</sup> 355,15 ff.

Fürsten nicht anders geraten hätte“<sup>12)</sup>. Denkt man nun an das oben auf Seite 113—115 Ausgeführte, dass Zwingli und Konsorten damals stark im Geruch des Luthertums standen, so wird man es leicht verstehen, dass der kluge Zwingli bei Zeiten sein Möglichstes tat, sich für die Augen der Welt noch vollends von Luther zu emanzipieren. Jetzt schien ihm die Gelegenheit gegeben für den Protest: Wir sind keine Lutheraner.

Wahrscheinlich war diese Parole schon vor jener Tagsatzung vom 22. Oktober gegeben. Im Briefwechsel steht sie allerdings nicht unter dem Tag, an dem sie ausgeteilt worden war. Aber das wundert uns nicht, wenn wir beobachten, dass jenes ziemlich sicher mündlich geschah. In seinem Brieflein vom 6. Oktober erwartet Zwingli nämlich den Myconius für die nächsten Tage auf Besuch. Er ist darum sichtlich froh, dass er ihm über verschiedene Punkte nicht mehr schriftlich Auskunft geben muss; „denn so werden wir uns freier aussprechen können“<sup>13)</sup>. Gewiss waren es in erster Linie gerade Massnahmen die lutherische Bewegung betreffend, die er nicht gerne einem Briefe anvertraute. Was aber auf dieser Zusammenkunft vom 12. Oktober als Geheimnis abgemacht wurde, das erfahren wir erst indirekt durch die Art und Weise, wie sich Myconius gegen die von da an immer häufiger und heftiger gegen ihn gerichteten Verdächtigungen und Angriffe wehrte. Am 2. November berichtet er: jetzt, wo man sich anschicke, in Luzern die Lutherschriften zu verbrennen, werde er auch mit der Luthersache in enge Verbindung gebracht. Man solle den Ludimagister, eben den Myconius, nur auch gerade mit Luther zusammen verbrennen. Und er könne doch bloss das sagen, dass er über Luther nie ein Wort sage, ausser bei seinen Nächsten, und auch da ganz selten, er habe auch keine einzige Ansicht von jenem übernommen. Aber er wisse schon, warum man ihn mit dem Luther zusammenbringe: „ich sage in den Schulen, was evangelisch ist, ich sage es auch sonst überall, wo es die Sache erfordert, nichts weiter. Doch weil dies mit dem übereinstimmt, was jener an den meisten Orten sagt, glauben sie, es sei aus dem Luther, was doch aus dem Evangelium ist. Darum wird es mir sehr leicht sein zu antworten, wenn es nötig ist“. Wenn man

---

<sup>12)</sup> 355,6 ff. — <sup>13)</sup> 352.

ihm aber von gegnerischer Seite in Luzern erwidert, warum er sich denn so gegen das Verbrennen der Lutherschriften wehre, so antwortet er, das sei nicht wegen Luther, sondern mehr wegen des für die Bücher ausgelegten Geldes, das er nicht gerne verliere. Wenn ihn aber die Luzerner weiter fragen, warum er denn überhaupt Lutherschriften gekauft habe? Er muss doch selber merken, dass er sich mit seinen Ausflüchten ein bischen in Widersprüche verrennt und bittet darum Zwingli, ihm mitzuteilen, wie er sich in dieser Angelegenheit zu verhalten habe für den Fall, dass das Gebot der Verbrennung wirklich öffentlich ergehe, ausserdem „was denn deine Zürcher beschliessen“. Man hat den Eindruck: von Zürich her erwartet man allgemein bindende Verfügungen. „Rate also, deinem Rat wollen wir folgen“<sup>14)</sup>.

Diese sichernde Abwehr: Nicht lutherisch, sondern einfach evangelisch! Bloss eine selbständige Übereinstimmung mit Luther, keine Abhängigkeit von ihm! kehrt noch einigemal in den Briefen wieder. Am 8. Januar 1521 berichtet Myconius wieder, er sei vor einigen Tagen vor seine Herren zitiert worden und habe da das Verbot erhalten, „ich dürfe den Schülern Luther nicht lesen, ja nicht nennen, ja nicht einmal an ihn denken“. Und er verteidigt sich, er habe das ja auch bisher nicht getan. Jedenfalls habe er in der Schule und auch sonst nie von ihm gesprochen, ja auch nie an ihn gedacht, „so dass ich etwas aus ihm den Meinen einprägen wollte“. Damit scheint aber doch gesagt zu sein, dass er für sich selber im Stillen sich wohl mit Luther auseinandergesetzt, ja ihn auf sich hat wirken lassen. Nur hat er je länger je weniger davon gesprochen. Schliesslich dachte er, man kann Luthers Entdeckung auch ohne Luther haben, denn was ist das anderes als das Evangelium, als Paulus vor allem und die andern Schriften des neuen Testaments. Darauf weist seine Ausflucht hin: „Denn was braucht der noch, der das Evangelium und der den Paulus und alle andern Schriften des neuen Testaments hat?“<sup>15)</sup> Aber woher hat er den Paulus? Es ist nun einmal einfach Tatsache, dass sich Myconius sofort betroffen fühlt, wenn man in Luzern — und gelegentlich ohne den Ketzer zu nennen<sup>16)</sup> — das Luthertum angreift und Zwingli um Verhaltensmassregeln ersucht<sup>17)</sup>. Und

---

<sup>14)</sup> 365 ff. — <sup>15)</sup> 423,5 ff. — <sup>16)</sup> 423,20. — <sup>17)</sup> 424,1s.

wir wissen auch, wozu ihm dieser geraten hat, z. B. am 23. August 1522: „Du musst dich vor dem Rat stellen und dort eine Rede halten, die Christi und deiner würdig ist, d. h. sie soll jene wohl ein wenig stechen, doch nicht böse machen und niemandem zu nahe treten, weder durch Nennung eines Namens noch durch irgendwelche Anspielung. Du sollst erklären, du seiest kein Lutheraner, du seiest ein Christ usw.“<sup>18)</sup>. Aus derselben Überlegung heraus korrigierte Zwingli das Manuskript der Druckschrift: „Die göttliche Mühle“ von Martin Säger. „Ich sah die Schrift durch und fand nur das eine auszusetzen, dass dies und jenes, das er im Hinblick auf Luther gesagt, besser auf Gott und Christus bezogen würde“<sup>19)</sup>. So wissen wir also, woher jene Parole kommt: nicht Lutherisch, sondern Christlich, Evangelisch! Zwinglis Bemühungen dieser Art scheinen denn auch nicht vergeblich gewesen zu sein; in Zürich gewöhnte man sich auch auf gegnerischer Seite daran, seinen Anhang „Evangelische“ zu nennen; so der alte Kriegsmann Jakob Stapfer, ein Feind Zwinglis: „Na ja, so ist es bei den Evangelischen Mode!“<sup>20)</sup>

Zu dieser von Opportunitätsrücksichten diktierten Parole Zwinglis sehen wir nun die Urzelle zu seiner später in den Schlussreden geäußerten Behauptung seiner absoluten Unabhängigkeit Luther gegenüber<sup>21)</sup>: „Also will ich nit, dass mich die päpster luterisch nennind“. Dem gegenüber behauptet der Briefwechsel mit aller Deutlichkeit: Zwingli ist freilich einmal zu Luther in inneren Beziehungen gestanden, und als er sich von ihm löste, war es für ihn ein Gebot der Taktik, nicht eine Folge prinzipieller Meinungsverschiedenheiten.

#### d) Zwinglis Bruch mit der Kirche.

Die uns hier beschäftigende Frage heisst genauer formuliert so: Wann kam es Zwingli zum Bewusstsein, dass die Konsequenz seiner Reformgedanken in der prinzipiellen Lösung vom Katholizismus liege? Wann beginnt Zwinglis bewusste reformatorische Tätigkeit? Denn dass von — zum Teil schon recht weitgehenden — Reformgedanken zur entscheidenden Tat noch ein sehr grosser Schritt war, hat uns die Untersuchung des christlichen Humanismus gezeigt.

---

<sup>18)</sup> 566,7 ff. — <sup>19)</sup> 457,5 f. — <sup>20)</sup> 576,s. — <sup>21)</sup> S. o. Seite 107.

Halten wir diese beiden Dinge einmal scharf auseinander! Auf jeden Fall scheint es mir ausgeschlossen, dass Zwingli mit dem Vorsatz, mit der Kirche zu brechen, sein Amt in Zürich angetreten hat, wie es schon dargestellt worden ist. Er kam wohl mit einer neuen Art der Verkündigung und mit einer neuen Auffassung der geistlichen Wirksamkeit und rechnete zum vorneherein mit einer Opposition, die er sich damit erregen würde, aber er dachte noch kaum von ferne daran, dass die Kirche ihn nicht ertragen könne. So macht ihn z. B. Glareau auf die Kämpfe aufmerksam, die ihm in Zürich bevorstehen und wünscht ihm Glück zum Siege: „Du wirst mit erhobenem Mut wie bisher als ein das Unglück abwehrender Herkules mit den Ungeheuern fechten müssen. Doch wirst du leicht siegen mit Geduld und Mässigung“<sup>22)</sup>. Ein Brieflein Zwinglis vom 21. März 1519 lässt vermuten, dass er gleich zu Anfang seiner Zürcher Zeit entschieden gegen Frankreich Stellung genommen<sup>23)</sup> und sich damit die ersten Feinde geschaffen hat. Darüber schreibt Zwingli im Juni an Rhenan: „Meine Sache steht gut, denn ich habe viele Widersacher, obschon sich mir die Türe wie dem Paulus aufgetan hat. Der Franzose kämpft mit Worten gegen mich; vom Ausgang sollst du später einmal hören“<sup>24)</sup>. Das scheint ihn auch zuerst weiter herum bekanntgemacht zu haben; wenn in Luzern die Tagsatzungsboten zusammen zechen und die Rede auf Zwingli kommt, so dreht sich die Diskussion bloss um seine Stellung zur Reisläuferei und zum Pensionenwesen; die eidgenössischen Angelegenheiten gehen ihn nichts an, heisst es da, er habe einfach das Evangelium zu predigen und nicht immer wieder vom gleichen anzufangen, was ihn schliesslich der ganzen Eidgenossenschaft verhasst machen müsse. So berichtet ihm Myconius im Mai 1520<sup>25)</sup>. Wenn sich daneben schon früh auch eine Feindschaft von seiten der Mönche geltend machte, so ist das bei einem Erasmusverehrer gar nicht verwunderlich. Sie geiferten gegen ihn als einen falschen Propheten und Messias<sup>26)</sup> und scheinen damit Gehör gefunden zu haben; sieht sich doch Glarean von Paris aus gedrunge, seinen Freund auf diese Gefahr aufmerksam zu machen, man könne sich vor dieser Sorte Menschen nicht genug in acht nehmen<sup>27)</sup>.

---

<sup>22)</sup> 129,5 ff. — <sup>23)</sup> 152. — <sup>24)</sup> 182,6 ff. — <sup>25)</sup> 317,18 ff. — <sup>26)</sup> 171,15. — <sup>27)</sup> 179,14 ff.

Dagegen muss vor allem Wunder nehmen, wie lange Zwingli mit hervorragenden Organen der Papstkirche freundschaftlich verkehrt und wie umgekehrt diese sich seine Freundschaft gerne gefallen lassen. Es kommt hier in erster Linie sein Verhältnis zum Kardinal Schinner, zu dessen Sekretär Sander und zum Generalvikar Faber in Konstanz in Betracht.

Matthäus Schinner, der Bischof von Sitten, mag Zwingli aus dem Grunde sympathisch gewesen sein, weil er auch zu den erbitterten Gegnern Frankreichs gehörte, und umgekehrt scheint aus demselben Grunde der Kardinal schon an dem Einsiedler Leutpriester Gefallen gefunden zu haben<sup>28)</sup>. Zwingli legt Wert darauf zu wissen, dass dem Kardinal von ihm Empfehlungen ausgerichtet werden, so Sander am 7. Dezember 1518: „Reverendissimo es commendatissimus“<sup>29)</sup>. In der ersten Zürcher Zeit scheinen die beiden persönlichen Umgang miteinander gepflogen zu haben; Glarean bittet von Paris aus: „Grüsse den hochverehrten Herrn Kardinal vielmal von mir; ich hätte mich ihm sehr angeboten und gewiss ihn mit einem Brief angegangen, wenn ich es so hätte tun können, dass es seiner Ohren würdig gewesen wäre — nun versieh du bitte bei ihm den Brief“<sup>30)</sup>. Man sieht: Schinner war im Humanistenkreise eine hochgeehrte Persönlichkeit, wohl deswegen, weil man in ihm bis zu einem gewissen Grade einen Bundesgenossen im Kampfe gegen kirchliche Schäden wusste. So berichtet Zwingli selber, er habe ihm eine anonyme Spottschrift auf den Geiz der Priester und Kardinäle gezeigt, worauf er, Schinner, ihm „ins Ohr“ gesagt habe: „Sorge dafür, dass sie durch Froben gedruckt wird!“<sup>31)</sup> In Basel hat Rhenan den Eindruck, dass Zwingli bei Schinner ein jederzeit offenes Gehör habe, jener solle diesen z. B. auf politische Umtriebe aufmerksam machen<sup>32)</sup>. Schinner hat sich dem Zürcher Pfarrer auch gern erkenntlich erwiesen, so damals, als dieser ihn durch Hedio bitten liess, seinen Einfluss zur Unterdrückung jenes Pamphletes vom Augustinermönch Peter Käs geltend zu machen<sup>33)</sup>. „Der hochwürdigste Herr hat sogleich deinen Wünschen beigegeben. Der Kardinal liebt dich, und zwar aufrichtig, aus verschiedenen Gründen, vor allem darum, weil du ein Evangelischer

---

<sup>28)</sup> 117,1 ff. — <sup>29)</sup> 118,10. — <sup>30)</sup> 128,5 ff. — <sup>31)</sup> 147,1 ff. — <sup>32)</sup> 150,8 f.; 160,1.  
<sup>33)</sup> 227,1 f.; 238,14 ff.

bist und es wagst, die zarten Öhrlein mit der Wahrheit, die da beisst, zu behandeln. Er sprach in meiner Anwesenheit von dir mit mächtigem Lob und Preis. Im Gespräch sagte er: jener Mönch kann es nicht haben, dass unser Prediger die scholastischen Doktoren spitzfindig nennt“<sup>34)</sup>, schreibt Hedio am 21. November 1519. Gewiss hat Zwingli auch an den Schicksalen Schinners herzlichen Anteil genommen und sich z. B. über dessen Restitution in Sitten wie Glarean gefreut, welcher von Paris darüber schrieb: „Vom hochwürdigsten Herrn Kardinal höre ich mit grosser Freude, dass er in Sitten wieder aufgenommen und von neuem in seine frühere Ehrenstellung eingesetzt worden ist. Ich liebe diesen Mann, bitte empfehl mich ihm“<sup>35)</sup>. Der blosse Anblick des Kardinals war für Zwinglis früheren Lehrer Bünzli ein Genuss, er schrieb einmal unter das Datum des Briefes: „zu der Stunde, als ich den Anblick des hochwürdigsten Kardinals, seiner Heiligkeit des Bischofs von Sitten genossen habe“<sup>36)</sup>. Wir erfahren gelegentlich auch, dass Schinner Jünglinge aus Sitten, ja sogar eigene Neffen, zu humanistischen Lehrern nach Basel geschickt hat, zu Conrad Brunner<sup>37)</sup> und Jakob Nepos<sup>38)</sup>. Dieses Zusammengehen mit den modernen Reformern muss ihn aber bei den scholastischen Kreisen immer mehr in Misskredit gebracht haben, so dass es dort über ihn hiess: „quod sit eyynn büb, eyynn schelm, eyynn lecker, unnd er ganngy mitt bübery unnd mitt schelmenwerek umb, unnd sy eyynn bößwich in der hutt, unnd sy erhygett unnd erlogenn, wo mitt er umbgangy“<sup>39)</sup>. Es mag vielleicht auch als Zwinglis Urteil gelten, womit sich der ihm wohlbekannte Magister Johannes Heer in Glarus gegen solche Angriffe auf den Kardinal wehrte: „eum ipsum hominem modestissimum, peritum, liberalem, munificum, pium ac probum“<sup>40)</sup>. Jedenfalls finden wir im ganzen Briefwechsel nirgends Grund zur Vermutung, dass zwischen Zwingli und Schinner eine Spannung bestanden habe<sup>41)</sup>.

Nicht weniger freundschaftlich war Zwinglis Verkehr mit Schinners Sekretär Michael Sander. Es ist interessant zu beobachten, wie dieser Zwinglis Chancen bei der Pfarrwahl in Zürich ver-

---

<sup>34)</sup> 227,5 ff. — <sup>35)</sup> 169,20 ff. — <sup>36)</sup> 261,16 f. — <sup>37)</sup> 234,13 ff. — <sup>38)</sup> 335,8 f. — <sup>39)</sup> 430,18 ff. — <sup>40)</sup> 430,29 f. — <sup>41)</sup> Nur Rhenan schreibt einmal, der Kardinal scheine ihm nicht ganz zuverlässig zu sein 114,5 f.

folgt und dabei zum vorneherein für diesen Partei ergreift und ihn über die Stimmung in Zürich auf dem laufenden erhält. Er ist es, der Zwingli von seinem Nebenbuhler Laurenz Mör berichtet<sup>42)</sup>, aber bald darauf mit Befriedigung konstatieren kann: „Die das Priesteramt in Zürich dem Zwingli zuhalten, sind, wie man leicht vermuten kann, den andern an Einfluss und Zahl über. Sei nur gutes Mutes! Es ist (wohl von Nebenbuhlern) ein Gerücht<sup>43)</sup> verbreitet worden, und wenn das auch etwas Widerwillen erregt hat, so wandte es doch den Sinn der Guten nicht ab. Ich hoffe, dass mit Gottes Hülfe alles nach Wunsch vonstatten gehen wird“. Kein Zweifel, die offiziellen Organe der Papstkirche freuen sich über Zwinglis Wahl nach Zürich. Dieser hat sich dann auch Sander für seine Parteinahme für ihn erkenntlich gezeigt, indem er ihm in Basel durch seine Freunde allerhand Bücherangelegenheiten besorgen liess, was allerdings nicht immer mit der erwünschten Promptheit vonstatten ging<sup>44)</sup>. Dafür kommt der Famulus Sanders immer bei Zwingli vorbei, bevor er nach Basel muss, um Briefe mitzunehmen<sup>45)</sup>. Schon vorher hatte ihm Zwingli auf sein Ersuchen<sup>46)</sup> eine Schrift (Zwinglis?) geschenkt<sup>47)</sup>, durch die Sander höchlich erfreut worden ist. In Zürich verkehrt Zwingli häufig mit ihm und empfängt von ihm Anregungen, z. B. in der Form jener oben erwähnten Spottschrift auf die Geldgier der Priester und Kardinäle<sup>48)</sup>. Sie sitzen miteinander zu Tisch — auch der Kardinal ist dabei — und unterhalten sich über allerhand literarische und andere Neuigkeiten<sup>49)</sup>. Selbst über Luther verhandeln sie in aller Gemütlichkeit<sup>50)</sup>. Auch hier also so wenig eine Spur eines bewussten Gegensatzes, dass Zwingli noch am 8. September 1521 schreiben kann: „Sanderus amicus noster“<sup>51)</sup>.

Ungefähr gleich lange haben auch Zwinglis freundschaftliche Beziehungen zu Johannes Faber, dem bischöflichen Vikar in spiritualibus zu Konstanz angehalten, wengleich es von Anfang an den Eindruck macht, dass Zwingli im stillen von der Tüchtigkeit Fabers nicht eben hoch gedacht hat. Im Gegenteil, er macht sich gerne ein bischen lustig über ihn, weil er es nicht fertig bringt,

---

<sup>42)</sup> 105,1 ff. — <sup>43)</sup> Siehe oben S. 82 ff. — <sup>44)</sup> 118,3 ff.; 136,5; 138,16 ff.; 144,1; 146,1 ff.; 160,1 ff.; 162,6 ff.; 164,3 ff.; 167,2; 172,8 f. — <sup>45)</sup> 152,1 ff. — <sup>46)</sup> 106,s. — <sup>47)</sup> 117,1 ff. — <sup>48)</sup> 146,10 ff. — <sup>49)</sup> 157,13 ff. — <sup>50)</sup> 158,1 ff. — <sup>51)</sup> 473,11.

„von den Finsternissen des Scotus auch nicht einmal einen Finger breit abzurücken“<sup>52)</sup>, und er heisst darum in der Korrespondenz mit Rhenan einfach: *στυγοφόρος*, was wohl am besten wiedergegeben worden ist mit: „Nachbeter und Nachtreter des Scotus“<sup>53)</sup>. Zwingli äussert sich auch recht geringschätzig über die Schrift von Urbanus Regius: „Opusculum de dignitate sacerdotum incomparabili“, in der er sofort Faberschen Einfluss herausgemerkt hat. „Ich habe mich sehr gewundert“, schreibt er im März 1519 an Rhenan, „dass der sonst überall wachsame Froben hier geschlafen hat, sonst wäre das Buch nicht in seiner Presse gedruckt worden. Um endlich vom Lachen zu mir selber zu kommen: das Buch ist von Faber fabriziert. Doch was können die für die Wahrheit helle Augen haben, die der beständige höfische Umgang um den festen Charakter bringt? Sobald Sander einen Blick hineingeworfen hatte, sagte er: Es ist von Faber. Er erbat es sich zum Lesen, um etwas zum Lachen zu haben. Ich sagte: Lies es, lache, nur lass mich wertvolle Stunden nicht schlecht anwenden!“<sup>54)</sup> Aber diese Ablehnung Faberscher Gedankengänge will bei Zwingli noch nicht viel bedeuten, auch der Kardinalsekretär hat ja also weidlich darüber mitgelacht.

Auf der andern Seite sind wir erstaunt zu sehen, mit welcher Hochachtung Faber dem Zwingli begegnet und wie er richtig um seine Freundschaft buhlt. Er macht z. B. gleich anfangs 1519 seinen Günstling Urbanus Regius darauf aufmerksam, „dass ein sehr gelehrter Mann, Verkündiger des Gottesworts in Zürich sei“, worauf er ihn in einem artigen Brieflein um seine Freundschaft bittet. Wir erfahren darin auch, dass den Faber der Ablasshandel Samsons weidlich geärgert hat, „es ärgert diesen Mann, dass in einem Ablassbrief fast zehn Fehler enthalten sind“, und dass Faber im Sinne hat, deswegen an Zwingli zu schreiben, von dessen Unwillen über diese Angelegenheit er gehört haben mag<sup>55)</sup>. Dieser Brief scheint dann erfolgt und von Zwingli beantwortet worden zu sein — sie sind uns nicht erhalten. Doch macht ein darauf folgendes Schreiben Fabers den Eindruck, als ob Zwingli in jener Antwort sich etwas erregt geäussert hat, so dass sich Faber gedungen fühlt zu besänftigen: „Wegen unserer Freundschaft brauchst

---

<sup>52)</sup> 473,15 f.; cf. 137,4 f. — <sup>53)</sup> 137, Anmerk. 6. — <sup>54)</sup> 153,15 ff. — <sup>55)</sup> 143,7 ff.

du keine Bedenken zu haben; ist sie ja doch unter günstigen Zeichen begonnen worden und wird ewig dauern; denn es ist eine Schande, nachher einen mutigen Mann verlassen zu haben“<sup>56)</sup>; auch in dem Ablasshandel habe ja alles durch das Eingreifen der päpstlichen Weisheit seine Ordnung gefunden: „Was diesen himmlischen Ablassbruder betrifft, so habe ich diesen Ausgang geahnt und vorausgesagt, denn so kaltes Blut ist nicht in meinem Herzen, dass ich je hätte glauben können, solch ungeheuerliche Ablässe seien vom apostolischen Stuhl ausgegangen. Was bezwecken diese Art unverschämter Ablasskrämer anderes, als dass die Kirche überall von den Christen verlacht wird? Da lobe ich mir jene Antwort des Papstes über die Massen. Schon oft hat ein Wort des Obersten viele andere getilgt. Was diese vier Worte unseres Papstes ausgerichtet haben, möchte ich wissen. Die Wahrheit kann ein wenig bedrängt und bedrückt werden, doch unterliegen kann sie nicht, weil sie am stärksten ist“<sup>57)</sup>.

Man glaubt aber doch schon etwas das Bestreben aus diesen Worten herauszufühlen, den Zwingli die Macht des Papstes besser sehen zu machen. Auch in einer andern Hinsicht will er ihn beruhigen: „Ich möchte, dass du vor dem gallischen Hahn, der seinen Kamm über die Massen aufrichtet, keine Angst habest usw.“<sup>58)</sup> Ein halbes Jahr später gratuliert Faber zur Genesung von der Pest, „denn ich umarme dich mit so aufrichtiger Liebe, dass ich nichts Grausameres vernehmen könnte, als wenn ich hören müsste, dass dir Schlimmes widerfährt, was Gott verhüte. Auf der andern Seite aber hat mich nichts so fröhlich gemacht, als wo ich höre, dass es mit dir gut steht und du gesund bist“<sup>59)</sup>. Also um die Jahreswende 1519 auf 20 hätten seine hohen kirchlichen Vorgesetzten den Verlust Zwinglis aufrichtig bedauert; „denn du mühest dich so fleissig ab im Weinberg des Herrn, dass ich, wenn du in Gefahr bist, einen ausserordentlichen Verlust für den christlichen Staat befürchte“<sup>60)</sup>. Doch gibt ihm Faber zu verstehen, umsonst sei eine solche Züchtigung ja auch nicht gewesen, der Herr kenne die, „welche er mit der Geissel ein bischen ermahnen müsse, ein besseres Leben zu suchen. So, sollst du denken, ist dir das vom himmlischen

---

<sup>56)</sup> 184,6 ff.; 183,1 ff. — <sup>57)</sup> 183,9 ff. — <sup>58)</sup> 184,9 ff. — <sup>59)</sup> 240,1 ff. — <sup>60)</sup> 240,6 ff.

Vater widerfahren“<sup>61)</sup>. Darin versteckt sich doch wohl eine Kritik Fabers an Zwinglis Leben vor der Krankheit, nur erhellt nicht, worauf sie genauer geht, ob auf die bei der Pfarrwahl in Zürich bekannt gewordenen moralischen Vergehungen oder auf Zwinglis freie wissenschaftliche und kirchliche Tendenzen. Vielleicht doch eher auf das letztere, bemerkt er doch in demselben Briefchen, er solle bald erfahren, was er, Faber, in der Angelegenheit Karlstadt-Luther für eine Ansicht habe<sup>62)</sup>. Dasselbe stellt er Zwingli in Aussicht bei einem Besuch in Zürich, aber Zwingli traut der Sache nicht recht — er ist wohl froh, wenn er darüber mit Faber nicht viel verhandeln muss<sup>63)</sup>. Im Juli 1520 schickt Zwingli dem Myconius nach Luzern die Abschrift eines Briefes Ecks an Faber, den er wohl hinter dem Rücken des letztern hat erhalten können; er bittet wenigstens, in Luzern nicht zu sagen, von wem er ihn habe<sup>64)</sup>. Aber man glaube nicht, die immer deutlicher werdende Verschiedenheit ihrer Stellung zu den brennenden Fragen verunmögliche nachgerade ein friedliches Auskommen unter ihnen. Im Oktober 1520 treffen wir Faber neuerdings bei Zwingli zu Besuch mit andern guten Freunden, die durch ihn dem Rhenan in Basel Grösse übermitteln lassen<sup>65)</sup>. Kurz darauf schickt ihm Faber einige Exemplare seiner Schrift: „*Declamationes divinae de humanae vitae miseria*“, und weiss in dem kurzen Begleitschreiben nicht genug zu sagen, wie er sich Zwingli gegenüber klein vorkomme. „Wenn du und Leute wie du, die ihr über die gründlichste Gelehrsamkeit darin verfügt, sie nicht mit geneigtem Sinne aufnehmet, so wäre es schon um Faber geschehen. Doch werde ich genug und mehr als genug gewonnen haben, wenn ich den Gelehrten einen Anstoss, ihr Predigamt richtig zu verwalten, gegeben habe. Übernimm du unter ihnen zuerst diese Pflicht; das wird sehr freundlich sein“. Er bittet Zwingli, die andern Exemplare um einen bestimmten Preis zu verkaufen<sup>66)</sup>. Noch in einem Briefe von Anfang 1521 — der Schreiber ist der damals in Konstanz weilende Johann Alexander Brassicanus — lesen wir die Notiz: „Nicht weniger angelegentlich empfiehlt dich unser Faber, die Zuflucht aller Gelehrten“<sup>67)</sup>. Das ist dann allerdings im Briefwechsel der letzte Beweis von Fabers Gewogenheit für Zwingli.

<sup>61)</sup> 240,9 f. — <sup>62)</sup> 240,10 ff.; cf. zu diesem Briefe 244,18 ff. — <sup>63)</sup> 272,11 ff. — <sup>64)</sup> 330. — <sup>65)</sup> 354,19 ff. — <sup>66)</sup> 357. — <sup>67)</sup> 422,15 f.

Man wird durch diese Beobachtungen geneigt sein, den Beginn von Zwinglis bewusster Reformationsarbeit um einige Jahre herabzusetzen — man kann doch nicht mit der Kirche gebrochen haben und zur gleichen Zeit noch mit ihren Organen in Verbindung stehen. Aber die Lösung ist doch nicht so einfach. Eine Reihe anderer Briefstellen spricht dafür, dass Zwingli die reformatorische Entscheidung schon früher im Auge gehabt hat. Und das liegt eben so ganz im Wesen Zwinglis, in seiner klugen, praktischen, verschwiegenen Bauernart, dass er zuerst über die Folgen im klaren sein will, die ein so mächtiger Entschluss nach sich ziehen muss, bevor er überhaupt anfängt, und dass er, bis ihm diese Klarheit wird, zur selben Zeit mit verschiedenen Möglichkeiten des Vorgehens rechnet, ihren Wert gründlich gegeneinander prüfend. Das scheint ausgemacht, dass Zwinglis liebster Plan eine gesetzmässige Reform der kirchlichen Zustände gewesen und sehr lange geblieben ist: man lese die Verhandlungen der ersten Disputation und wird da noch die Bereitschaft Zwinglis zur positiven Arbeit mit der Papstkirche herausfühlen, vorausgesetzt, dass man sich dort der evangelischen Wahrheit fügt. Darin lag für Zwingli der Wert des persönlichen Umgangs freundschaftlicher Art mit Schinner, Sander, Faber. Aber anderseits durchschaute Zwingli das katholische System zu scharf, als dass er sich mit diesem Plane auf die Länge angenehmen Illusionen ganz hingegeben hätte. Er war auf alles gefasst, d. h. er rechnete auch mit der Möglichkeit — und sie ist ihm immer wahrscheinlicher geworden —, dass das Ziel nur durch einen Gewaltakt zu erreichen sei. Weil aber eine Revolution seiner Art widersprach, begann er, schon bevor seine Freunde es wussten und seine Umgebung es merkte, ganz im stillen die Dinge vorzubereiten, die Fäden zu knüpfen, in die Gemüter das neue Wesen zu legen — komme es dann, wie es muss, so wird die grosse Änderung nicht zu einer heillosen Verwirrung führen und böse Enttäuschungen bringen. Man darf wohl fast sagen: Zwingli hat mit einem Bruch mit der Kirche gerechnet und auf ihn vorbereitet, bevor er an die unbedingte Notwendigkeit dieses Bruches glaubte, und ziemlich lange Zeit, bevor es wirklich zum Bruche gekommen ist.

Nach einem Selbstzeugnis Zwinglis müsste sein evangelisches Wirken schon im Jahre 1516 seinen Anfang genommen haben, denn in einem Briefe vom 29. Dezember 1521 schreibt er u. a. die

Bemerkung: „... die Arbeit am evangelischen Werke, die ich vor fünf Jahren begonnen habe...“<sup>68)</sup>. Man ist fast versucht zu sagen, Zwingli verrechne sich oder er gebe einer tatsächlichen Begebenheit später einen andern Namen. Auf jeden Fall würde es sich damals um äusserst verborgene und bescheidene Vorbereitungen gehandelt haben oder dann eben um eine Arbeit, in der damals noch kein Mensch — und er vielleicht selber nicht<sup>69)</sup> — gefährlichere kirchenstürmerische Tendenzen entdecken konnte, als man es sich von humanistischer Seite gewohnt war. Man halte damit auch die in die Einsiedler Zeit fallende Ernennung Zwinglis zum päpstlichen Acolythenkaplan zusammen, die doch sicher nicht erfolgt wäre, wenn er damals schon im Geruche eines unliebsamen Neuerers gestanden hätte<sup>70)</sup>. Wohl ist man auf seine hervorragenden wissenschaftlichen Qualitäten aufmerksam geworden, und das verschafft ihm die Ehre dieser Dekoration; es würde aber schwer halten, aus diesen Zeilen des päpstlichen Legaten Antonio Pucci das Bestreben herauszulesen, durch diese Aufmerksamkeit sich Zwingli zu verpflichten und wieder gefügiger zu machen.

Am Silvester 1519, also genau ein Jahr nach seinem Amtsantritt in Zürich, schreibt Zwingli etwas ausführlicher als sonst seinem Myconius nach Luzern, wie jetzt die Dinge in Zürich stehen. Feinde und Unruhe habe er genug — „im übrigen habe ich mit den Schlechten beständig Krieg“<sup>71)</sup>. Aber er verwahrt sich energisch gegen die unwahre Behauptung, er besorge die Geschäfte der Ketzerei und stellt sich unzweideutig in den Dienst der Kirche, „der unbefleckten Braut Christi“; das wüste Geschrei der Gegner sei ihm gerade der beste Beweis, dass er das Werk Christi treibe. Denn wo Christus wirklich lebendig werde, da können die bösen Geister nicht schweigen. Mit Befriedigung konstatiert er auch, dass in Zürich schon 2000 Seelen, also rund ein Drittel der damaligen Bevölkerung, für seine Verkündigung so gut wie gewonnen seien. Es charakterisiert den klugen Zwingli prächtig, wie er nach der Methode des Paulus bei den Corinthern in Zürich vorgegangen ist: eins um das andere, nicht zu viel auf einmal, zuerst leicht verdauliche Speise und dann erst das Feste! Es mag der

---

<sup>68)</sup> 485,3 f. — <sup>69)</sup> Vergleiche damit, was auf Seite 86 gesagt ist. — <sup>70)</sup> 95 f. — <sup>71)</sup> 245,27 f.

ganze Passus hier stehen, weil er uns ein gutes Bild von der Arbeit Zwinglis in dieser Zeit, wie wir sie oben gezeichnet haben, gibt: „Wenn du hörst, dass uns die schändliche Herde der Antichristen der Unwahrheit und Unverschämtheit beschuldigt, so sollst du dich nicht wehren: gerade jetzt, wo sie es bisweilen sagen oder vielmehr lügen, beginnen wir, nicht mehr Ketzer zu sein. Wir stehen ja nicht allein: in Zürich gibt es schon mehr als zweitausend mehr oder weniger aufgeklärte Leute, die schon bisher geistliche Milch zu sich genommen haben und bald feste Speise werden verdauen können, während jene elendiglich hungern. Dass sie unsere Lehre des Teufels heissen (und sie ist doch von Christus und nicht von uns), ist ganz in Ordnung: denn daran erkenne ich die Lehre Christi und dass wir ihre rechten Verkündiger sind. So behaupteten die Pharisäer von Christus, er sei von einem Dämon besessen, und sie beteuerten das hoch und heilig. Diese dumme Welt kann mit dem Evangelium nicht einiggehen. Die Dämonen können nicht schweigen, wenn Christus zugegen ist; und wenn man sie auch verstummen heisst, so zerreißen sie eben jeden, der von ihnen besessen ist. Voll List ist die Schlange, und Feindschaft auf Leben und Tod ist zwischen ihr und dem Weibe, d. h. der Kirche, der unbefleckten Braut Christi“ <sup>72)</sup>).

Wir sehen, von einem Bruch mit der Kirche ist noch keine Rede. So lässt es sich auch verstehen, wie sich vorsichtige Männer etwas von der Mahnung versprechen, Zwingli solle lieber nicht gar so offen vor dem Volke alles herausreden <sup>73)</sup>, vor allem nicht die Polemik gegen den Klerus, und wie Myconius ihn über eine Beichtfrage interpelliert, wobei man aber den Eindruck gewinnt, dass Zwingli sich über dieses Sakrament bei seinem Luzerner noch nie abschätzig geäußert haben kann <sup>74)</sup>. Und doch merkt man zur gleichen Zeit immer deutlicher, dass er eigene, neue Wege geht. So schreibt Hedio im Mai 1520: „Ich sehe dein tapferes Herz, so dass du dich stärkst für jeden Ausgang. Ich will dir folgen, so lange ich's kann, mit dem grössten Fleiss“ <sup>75)</sup>. Immer mehr verbreitet sich auch sein Ruf, immer grösser wird die Achtung vor ihm weitherum. „Du bist doch sicher glücklich zu preisen: nicht

---

<sup>72)</sup> 245,11–24. — <sup>73)</sup> 272,16 ff. — <sup>74)</sup> 282,10 ff. — <sup>75)</sup> 315,3 f.

nur dir, sondern dem ganzen Vaterland der Eidgenossen nützeſt du. Jedermann verehrt dich. So geht es den Sternen zu“<sup>76)</sup>.

Eine Woche, nachdem dieſe Worte von Hedio geſchrieben worden ſind, greift Zwingli zur Feder, um die ſeit faſt einem Jahr eingeschlafene Korreſpondenz mit dem unterdeſſen von Baſel nach Schlettſtadt übergeſiedelten Beatus Rhenanus wieder in Gang zu bringen. Nicht daſſ man aus dieſem ausführlichen Schreiben über Zwinglis Bruch mit der Kirche etwas Neues und Genaueres erfahren könnte, aber es iſt an dieſer Stelle lehrreich genug, darauf hinzuweiſen, wie ſich Zwingli von dem offiziellen Biſchof begriff emanzipiert und damit einem Grundgedanken des hierarchiſchen Systems entfremdet hat. Er ſtreift hier auch den Gedanken von der Wertloſigkeit des Zölibates — nicht daſſ man dieſen Biſchof aus, ſondern die inneren Gaben. Er ſagt: „Denn was ſollte man von Sapidus anderes zu erwarten haben, als daſſ aus ihm einmal ein wahrer Biſchof werden wird, der feſthält an dem, was Kenntnis der ſicheren Lehre heiſſt, ſo daſſ er mit dieſer geſunden Lehre überzeugen und die Gegner überführen kann. Aber das Wort Biſchof iſt hier von mir nicht in dem gewöhnlichen Sprachgebrauch gemeint; denn für welches Amt Sapidus ſich eignet, weiſſ ich nicht. Sondern wie Origines irgendwo diejenigen Biſchöfe nennt (auch wenn ſie verheiratet ſind), die gleichſam auf einer Warte ſtehend, das Heil des Volkes im Auge haben und das drohende Schwert bei Zeiten ſehen und ſo für das allgemeine Wohl ſorgen, ſo, meine ich, wird auch der ein Biſchof für uns werden, der ſeine Autorität nicht Titeln oder dem Salböl verdankt, ſondern der ein Geſalbter des Herrn iſt und nicht des Teufels. Man kann ja heutzutage leider viel ſolche ſehen, die immer zuvorderſt im Munde das haben: Ihr dürft meine Geſalbten ja nicht anlangen, aber man ſollte ſchon eher ſagen: die mit dem Fett des böſen Dämons Beſchmierten als: die mit der Gnade des heiligen Geiſtes Geſalbten. Oder iſt jemand ſo dumm, daſſ er diejenigen Biſchöfe nennen könnte, die nicht einmal im Beſitze einer einzigen von den pauliniſchen Gnadengaben ſind? Und umgekehrt: wer würde nicht diejenigen Biſchöfe heiſſen, die Origines geſchildert hat? Die um das Heil des Volkes beſorgt ſind, wie z. B. Reuchlin, Zasius, Wili-

---

<sup>6)</sup> 320,6 ff.

bald Pirkheimer, Rhenan, Vadian und andere Blüten und Narden der deutschen, ja der christlichen Welt, von denen ein wohlduftender Hauch des Herrn ausgeht? usw.“<sup>77)</sup> Gehen wir fehl, wenn wir daraus den Schluss ziehen: zu dieser Zeit — 17. Juni 1520 — rechnet Zwingli mit der unausbleiblichen Notwendigkeit einer überraschenden Neuordnung der kirchlichen Verhältnisse, aber er denkt sich seine Gesinnungsgenossen — und doch wohl auch sich selber — dabei und hernach in der Rolle der wahren Bischöfe. Mit andern Worten: er glaubt noch an den Erfolg von Verhandlungen und Umwälzungen innerhalb der Kirche.

Aber es muss ihm in eben diesen Wochen dann auch wieder ganz anders zumute geworden sein. Wir verweisen auf Zwinglis Brief vom 24. Juli 1520 an Myconius — etwas vom Gewaltigen in dieser Korrespondenz. Hier kommt — so viel ich sehe — zum erstenmal der Gedanke zum Durchbruch: ich bin auf alles gefasst! Bald kann sichs entscheiden. Das Gewitter zieht herauf. Zwingli sieht, wie sich die Gegensätze aufs Äusserste zugespitzt haben, und wenn er in dem wilden Drunter und Drüber nicht ein Neuaufwachen des apostolischen Zeitalters spürte, das mitzuerleben eine Freude ist, wenn er sich nicht Christus zur Seite wüsste im gefährlichen Kampf, er würde sich aus Zürich an einen ruhigeren Ort zurückziehen; er hat diesen Plan tatsächlich erwogen, wie er dem Myconius ganz im Vertrauen mitteilt<sup>78)</sup>. Es kommen ihm in diesen Tagen aus dem Evangelium Worte in den Sinn wie: „Es kommt die Stunde, dass jeder, der euch tötet, meint Gott einen Dienst zu tun“<sup>79)</sup> . . . „Hat er nicht versichert, er sei gekommen, ein Feuer anzuzünden auf Erden? und von welchem wünschte er wohl, dass es hellauf brennen möchte? Wie könnten wir es richtiger treffen, als wenn wir unter diesem Feuer die Standhaftigkeit in den Anfechtungen verstehen, die uns selbst die Eltern, wenn sie uns zur Untreue verleiten wollen, hassen, ja sogar den Bruder, der uns dem Tode überliefert, mit Geduld ertragen lässt?“<sup>80)</sup> Kein Zweifel, da hat der revolutionäre Geist des Evangeliums in Zwingli eingeschlagen: nun heisst es biegen oder brechen! „Denn auch das will ich dir nicht verbergen: ich glaube, wie die Kirche am Anfang durch Blut zum Leben kam, so kann sie auch

---

77) 325,22—326,29. — 78) 345,10 ff. — 79) 342,3 f. — 80) 342,23 ff

jetzt bloss durch Blut erneuert werden, nicht anders“<sup>81)</sup>. Das ist nicht mehr die Idee von der Umgestaltung der kirchlichen Ordnung durch die Arbeit gebildeter Bischöfe, das ist der Gedanke ans blutige Martyrium, an das Zwingli am Schluss des Briefes noch einmal deutlich erinnert, wenn er bedeutungsschwer das Datum hinsetzt: „Zürich, am Tag vor Jakobus, des Zebedaeus Sohn 1520“<sup>82)</sup>. Darin dürften wir also, sozusagen auf den Tag genau, die Antwort auf die oben gestellte Frage gefunden haben: Wann kam es Zwingli zum Bewusstsein, dass die Konsequenz seiner Reformgedanken in der prinzipiellen Lösung vom Katholizismus liege?, wobei wir allerdings selbstverständlich zugeben, dass Zwingli diese Klarheit für sich schon eine Zeit lang im stillen hat haben können, bevor er sie zum erstenmal — auch seinem intimsten Freunde gegenüber — wissen liess.

Sicher hat Zwingli auch fernerhin diese Überzeugung von der Notwendigkeit eines Kampfes auf Leben und Tod als ein Geheimnis betrachtet und behandelt, dessen plumpe Veröffentlichung ihm immer noch als verfrüht erschien. Man halte einmal zusammen, in welcher Stellung sich Zwingli im Juli, August 1520 zu den grossen Persönlichkeiten und Bewegungen befand, und man wird sich einen Begriff von der Eigenart seines Wesens und von der Auffassung seiner reformatorischen Arbeit machen können: mit Erasmus ist sein Verhältnis noch vollständig ungetrübt, er zählt sich selber und wird gezählt zu den entschiedenen Erasmianern; seine besten Freunde merken nichts davon, dass er über den christlichen Humanismus und die christliche Renaissance hinauswächst. Zugleich erbaut er sich mächtig an Luther und wehrt sich für ihn, aber das ist ihm kein Hindernis, mit Würdenträgern des Papsttums freundschaftlichen Verkehr zu pflegen. Er bringt alle diese im Grunde einander widerstrebenden Dinge zusammen — ein grossartiger Eklektizismus. Er wird sich wohl je länger, je deutlicher der Spannung bewusst, in die er dadurch hineingekommen ist, aber es würde schwer halten, bloss auf Grund der unserer Untersuchung zugrunde liegenden Korrespondenz bis Ende 1522 ganz klar vorauszusehen, wie sich diese Spannung bei ihm löst. Nur das fühlt man: es muss sich in dieser eigenartig weitblickenden und grosszügigen,

---

<sup>81)</sup> 343,18 ff. — <sup>82)</sup> 345,27.

wahren und klaren, klug rechnenden und tapfer vertrauenden Persönlichkeit eine ganz neue Form der reformatorischen Idee Bahn brechen.

### Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Einleitung . . . . .	1—4
1. Erasmus . . . . .	
a) Persönliches . . . . .	4—8
b) Der erasmische Freundeskreis . . . . .	8—10
c) Zwinglis Lektüre . . . . .	10—17
d) Zwingli als Lehrer humanistischer Bildung . . . . .	33—45
e) Zwinglis humanistisch-erasmischer Religionsbegriff und die daraus fließende Kritik des Vulgärkatholizismus und des Krieges . . . . .	65—87
2. Luther . . . . .	
a) Zwinglis Bekanntwerden mit ihm . . . . .	97—103
b) Zwinglis Interesse an Luther und sein Urteil über ihn . . . . .	103—113
c) Zwinglis Luthertum im Urteil seiner Feinde . . . . .	113—115
3. Zwinglis Eigenart . . . . .	
a) Eigene Pläne . . . . .	129—132
b) Die Entfremdung mit Erasmus . . . . .	132—141
c) Die Loslösung von Luther . . . . .	161—166
d) Zwinglis Bruch mit der Kirche . . . . .	166—180

### Die Geschwister Rosilla und Rudolf Rordorf und ihre Beziehungen zu Zürcher Reformatoren.

Es dürfte die Leser der „Zwingliana“ interessieren, von einem zürcherischen Geschwisterpaar einiges zu vernehmen, das wohl in nächster Nähe die Mühen und Sorgen der Führer und Förderer der Zürcher Reformation miterlebt und das gewiss einen redlichen Anteil an den Lasten auf sich genommen hat, wo es galt, der weitgehend gepflegten Gastfreundschaft, wie es in den reformierten Haushaltungen jener Zeit Sitte war, gerecht zu werden.

Ich meine die Geschwister Rosilla und Rudolf Rordorf. Die erstere, die Gattin Theodor Biblianders, Zwinglis Nachfolger im theologischen Lehramt<sup>1)</sup> und ihr Bruder Rudolf, als der Gemahl der ältesten Tochter des Chronisten Werner Steiner, welch

<sup>1)</sup> Bullinger, Reformations-Geschichte, B. I, S. 306.